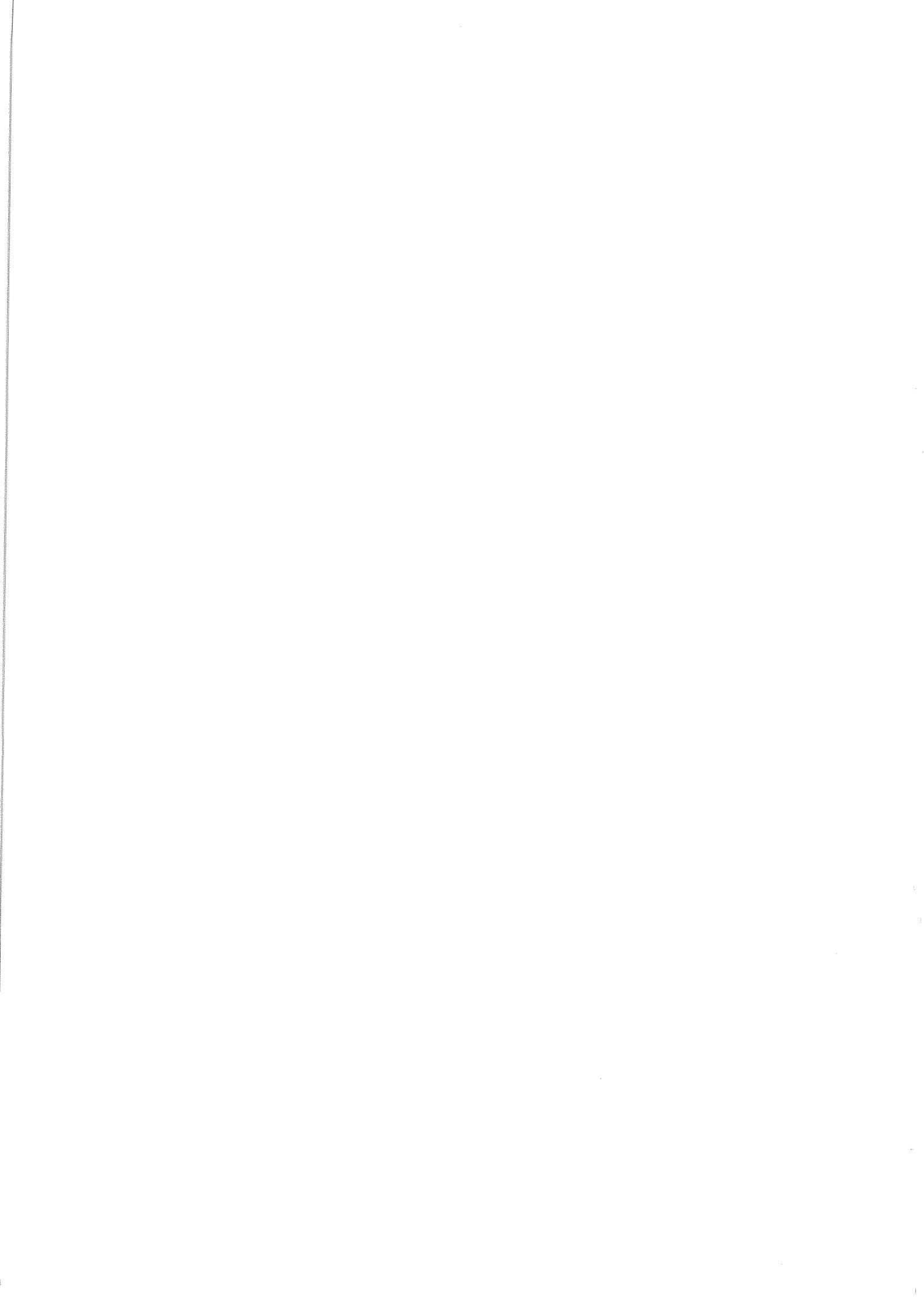


Aus dem
Tagewerk des KZ - Priesters Nr. 91 225

Ein Lied
von der Barmherzigkeit Gottes

Zweiter Teil



Ein Dankeschön

Dieses Dankeschön gilt all denen, die den ersten Teil meiner Arbeit

Aus dem Tagewerk des KZ - Priesters Nr. 91 225 aufmerksam gelesen haben.

In besonderer Weise danke ich denen, die sich außerdem dazu geäußert und ein Urteil über meine Notizen abgegeben haben.

An erster Stelle nenne ich meinen hochgeschätzten Gefängnis-pfarrer, Herrn Prälaten Nikolaus Jonas, Trier, der mir durch seine mannigfache Hilfe

während meiner Haft im Trierer Gefängnis Körper und Geist vor dem Verderben bewahrt hat.

Mit wenigen Sätzen hat er über meine Arbeit viel gesagt.

Liebe Jekke! Deine Vita,
die ja wirklich als eine
Chronik ist, hat sich hoch am
selben Abend in einem Stück zu lesen.
Ich hoffe, daß sie auch den
früheren Jankiden zugänglich wird.
Sie ist mehr wert als viele Briefe.

Vola plene et plene fate!

Tom
Kz.J.

RAVENNA - S. Apollinare in Classe
Croce bizantina (VI sec.)
Croix byzantine (VIe siècle)
Byzantine Cross (6th. cent.)
Byzantinische Kreuz (6. Jh.)

MOSELHAUPTSTADT
TRIER
UNIVERSITÄTSSTADT

DEUTSCHE BUNDESPOST BERLIN
60
KIRCHE ST. LAURENZ UND PALL.

Herrn Prälaten J. Schindler
Katz: Jankows
6697 Koblenz 12
Kunkirchen h.

PRINTED IN ITALY - ED. A. LONGO - RAVENNA - R.P. VIETATA

Ich danke aufrichtig meinen Pfarrkindern, die so liebevoll meine Arbeit aufgenommen und gewürdigt haben.

In zahlreichen Briefen und in einigen Telefongesprächen ist das zum Ausdruck gekommen.

Stellvertretend für alle Pfarrkinder, die sich zu Wort gemeldet haben, kann ich - um den Rahmen dieser Arbeit nicht zu sprengen - nur zwei Schreiben mit Erlaubnis ihrer Verfasser hier wiedergeben:

das Schreiben von Herrn Bürgermeister Alois Schmitt, Schladt, und das Schreiben von unserer langjährigen Krankenschwester Frl. Anna Schlimpen, Oberöfflingen.

Herrn Pastor!

Schladt, den 19. 12. 83.

Ein gutes reiches Weihnachtsfest
wünscht Ihnen von Herzen, Frau Anna

Schmitt

Wiederhole Pfule - Schuppen sind Lohd

alles ist Grunde - frohbet Euch nicht!

Solche und ähnliche Sinnsprüche kommen man
einem immer wieder in den Sinn. - meißt

beim Rückblick auf das Vergangene.

Sehr beeindruckend war für mich die

Schilderung und Denkung Ihrer K.I.

Erlebnisse u. Leil, Mit einem sensation-

hinnuziehenden einmütigen Überfliegen ist

es da nicht gehen, für uns und die Nachwelt

vor allem für die Jugend, haben Sie Ihre
schwere Prüfung, zum durchfühlen

Schlatt, den 19. 12. 83.

Leibnach, festzuhalten. In der
Gewissheit das Sie auch die schwerste
Prüfung, Dank der Barmherzigkeit Gottes,
zu Ihrem Besten überstanden haben, sind
wir gespannt auf den Abschluß Ihres
Lebenswerkes.

Für diese samt so viele anderen geistigen
Anregungen u. Vorbilder H. Herr Pastor
vielen, vielen Dank verbunden mit dem
herzlichsten Glück- und Segenswünschen
zu Ihrem kommenden Geburtsfeste.
Viele Abgrüße von der
ganzen Familie. Ihr A. Lauer
ganz besonders Mutter.

Überöfflingen, den 8. 11. 83

Lb. Herr Pastor!

Vielen herrlichen Dank für das wertvolle
Vermächtniss von Ihrem P- u. - Leben
Und das Geschickte so entgegen zu können,
gehört eine grosses Gottvertrauen und starker
Glaube dazu.

Ich meine in all den Jahren Ihres priesterlichen
Wirksam in der Pfarrei Laufeld, konnten Sie
den Pfarrkindern keine greifendere Predigt
hinterlassen, als diese Aufzeichnung.
Sie darf nicht der Vergessenheit an gehören
wie eine Kertung die man liest und dem
Papierkorb übergibt, nein, da können Generationen
noch studieren drum wie man auch die schwerste
Leiden u. Schicksale des Lebens mit voller frgebung
tragen kann.

H. Pastor Feiste hat die Grösse an die Pfarre
ausgesprochen, vielen Dank!

Die Herren haben sicher berichtet das Pastor Feiste
gestorben ist die P-öfflinger führen mit einem
Bunhut Beerdigung ich war auch mit
es war eine grosse Prozession, die Kirche, die ja
gross ist, konnte nicht alle fassen. Viele Geistliche
waren da. Wegen der vielen Abschieden, die sich
um Fr. Feisten drängten, konnte ich nur kurz
mit ihm sprechen.

Man muss sich wieder betteln. Können Sie

uns hoves' h. Abbesen lesen?

V. sine für Gretchen's Abbeiter, die künstlich gestorbe
 ist, und eine für die Lebenden u. Verstorben
 V. unserer Familie

Danken Sie bitte auch von mir ich

erbit vielen herzlichem Grüßen von

der ganzen Familie bes. Am C

Dank gebührt Herrn Alois Hayer, Wallscheid, und seinen Helfern, die sich bereitwillig um die Vervielfältigung der Arbeit bemüht haben.

Zu Dank verpflichtet bin ich dem Pfarrgemeinderat mit seinem Vorsitzenden, Herrn Hauptlehrer H. Monshausen, Laufeld, und dem Verwaltungsrat mit seinem Vorsitzenden, Herrn Pastor Freitag, für die freundliche Weiterleitung der Notizen in die einzelnen Familien.

Auch der Bistumsarchivar, Herr Prälat Prof. Dr. A. Thomas, Trier, und sein Mitarbeiter, Herr P. Fr. Czarnecki, haben großes Interesse für die Arbeit gezeigt und an ihrer äußeren Gestaltung verständnisvoll mitgewirkt. Für alles ein herzliches Dankeschön!

Aufnahme - Prozedur ins KZ

Wie ich im ersten Teil meiner Notizen (S.36) berichtet habe, kam unser kleiner Trupp von etwa 17 Mann am Nachmittag des 9. August 1944 im KZ (Konzentrationslager) Dachau an.

Die erste Nacht verbrachten wir im Bad.

Am Morgen des 10. August traf ein großer Transport Jugo - slawen bei uns ein. Wir unterhalten uns mit ihnen. Da kommt ein höherer SS - Mann auf uns zu. Plötzlich entdeckt er meinen Mitbruder Josef Olbertz in Priesterkleidung. Ver - wundert ruft er aus: "Da ist ja ein Pfäfflein!" - Zu mir gewandt, fragt er: "Und was sind Sie?" - "Pfarrer." Geradezu vorwurfsvoll klingt es, als er sagt: "Zu guter Letzt müssen Sie auch noch zu uns kommen!"

Wir werden in die Effektenkammer geführt. Unsere Wert - sachen werden uns abgenommen: das Geld, sofern es nicht früher, bereits im Gefängnis, einkassiert wurde; ferner der Schutz - haftbefehl, die Bücher, mein Brevier. - Die Taschen werden geleert. Sie finden meinen Rosenkranz. Auch er wird weg - genommen. Einer höhnt: "Den sollten Sie doch auswendig können!" Aus der Effektenkammer geht es auf die Straße vor das Bad.

Die Aufnahme - Prozedur beginnt.

Wir müssen unsere Kleider ausziehen. Sie werden in einen Sack gesteckt, sie kommen in die Desinfektion. Wir stehen nun ganz nackt da, pudelnackt auf der Straße, den Blicken vieler Zu - schauer preisgegeben. Unwillkürlich wird mancher von uns an die zehnte Kreuzwegstation unseres Erlösers erinnert: Jesus wird seiner Kleider beraubt. Wir spüren in etwa, was Christus damals auf Golgotha für uns gelitten hat, um Sühne für unsere und der Welt Sünden zu leisten.

Auch in Frauenlagern, etwa in Ravensbrück, erfolgte die Auf - nahme in derselben Weise. Eine Frau Nanda Herbermann gibt in ihren KZ - Erinnerungen unter dem Namen "Der gesegnete Abgrund" S.65 die Empfindung wieder, die sie und ihre Ge - fährtinnen erlitten haben:

"Der Kleider beraubt, die in eine Ecke geworfen wurden, standen wir da, splitternackt. SS ging zwischen uns auf und ab. Stundenlang standen wir so in unserer Nacktheit. Es war mit das Schwerste. Manche weinten laut. Ich blieb stumm."

Auch wir Männer empfinden diese Aufnahme - Prozedur als Beginn der menschlichen Entwürdigung.

Eins ist jedoch trostvoll: Soweit ich beobachten kann, bleiben alle Häftlinge ernst. Keiner lacht. Keiner reißt Zoten. Alle stehen ehrfürchtig da. Ich gestehe: Die Erziehung, die wir empfangen haben, hat Segen gebracht. Ich bin meinen Eltern und anderen Erziehern dankbar, daß sie mich von früher Kindheit an zur Schamhaftigkeit und Ehrfurcht erzogen haben. So können wir die innere Ehre bewahren.

Während wir nackt da stehen, kommt ein Friseur, ein Häftling, und schneidet uns die Haare auf dem Kopf und am ganzen Körper radikal ab.

Dann müssen wir auf einen Schemel steigen, und ein anderer Häftling pinselt uns mit einem Desinfektionsmittel am ganzen Körper ein.

Danach werden wir ins Bad geführt. Wir waschen uns mit heißem Wasser ab. Aber immer noch brennt das Desinfektionsmittel an manchen Stellen des Körpers.

Endlich werden wir eingekleidet. Wählerisch können wir nicht sein. Wir müssen zufrieden das annehmen, was uns zugeworfen wird. Fürs erste ist wichtig, daß wir unsere Blöße bedecken können. Ich bekomme vorläufig ein altes Hemd, dazu eine Unterhose, ferner eine grünlich schimmernde Hose, mit zahlreichen Flecken besetzt, und eine graue Jacke, die viel zu eng ist. - Die Füße muß ich in starre Pantinen stecken.

Während ich diese ungewohnten Dinger ausprobieren, falle ich zu Boden. - Als alle eingekleidet sind, ziehen wir zum Block 15. Unterwegs bleibt mir keine andere Wahl, als die Pantinen auszuziehen und mit bloßen Füßen den Weg, der mit Kieselsteinen übersät ist, zurückzulegen.

Am vorläufigen Ziel angelangt, atmen wir auf, daß wir diese Aufnahme - Prozedur überstanden haben.

Quarantäne - was bedeutet das ?

Der Block 15 war als Quarantäne eingerichtet. Das Wort kommt aus dem Französischen - quarante - und bedeutet eine Beobachtungszeit von ursprünglich 40 Tagen.

In früheren Jahrhunderten (16. Jh.) durften ankommende Schiffe mit ihren Fahrgästen nicht eher an Land, bis die Quarantänezeit beendet war. In diesen 40 Tagen wurden die Insassen des Schiffes beobachtet und auf ihren Gesundheitszustand ärztlich untersucht. Sie blieben von der Umwelt abgesondert. So sollte verhindert werden, daß ansteckende Krankheiten und Seuchen eingeschleppt wurden.

Einen ähnlichen Zweck hatte auch die Quarantäne in Dachau. Sie dauerte allerdings nicht mehr 40 Tage, sondern in unserem Fall nur 23 Tage. Während dieser Zeit durften wir unsern Block nicht verlassen, und Häftlinge von anderen Blocks hatten zur Quarantäne keinen Zutritt. So war es Gesetz. Aber pfiffige Häftlinge wußten es zu umgehen.

Josef Olbertz und ich wurden der Stube 1 zugeteilt. Als wir die Stube betraten, war ich sehr überrascht und erfreut, plötzlich aus einer Ecke eine mir bekannte Stimme zu hören. In dem Menschengewirr konnte ich den Rufer noch nicht sehen. Ich spähe und spähe. Da auf einmal werde ich laut angelacht - es klingt wie homerisches Gelächter - und einer redet mich an: "Jäb, wie siehst Du aus? Endlich bist Du da!" Ich war auf dem Kopf kahl geschoren, hatte aber einen struppigen Bart. So sah ich wirklich verwildert aus.

Die Stimme, die zu mir sprach, war Neunzigs Stimme. Seit unserer Studienzeit im Priesterseminar Trier waren wir einander bekannt, hier wurden wir Freunde. Josef Neunzig, u. a. Kaplan in Freisen, war der erste, der mir in Dachau überaus freundlich und liebevoll begegnete. Er nahm sich meiner an und führte mich in die Geheimnisse des Lagerlebens ein. Er ermutigte mich, brachte mir die Neuigkeiten, versorgte mich zusätzlich mit Lagerbrot und erquickte mich manchmal mit einem kühlen Bier oder einer Flasche Sprudel. Er kam fast jeden Tag in die Quarantäne, um seine Freunde Josef Witt - haut und mich zu besuchen, obwohl es streng verboten war. Er war bereits seit 18.10.1941 im Lager und kannte alle Schliche und Wege, um zu uns zu kommen. Mit ein paarzig - retten bestach er den Pförtner, und das Tor tat sich ihm auf. Sein freundliches Wesen und seine Freigebigkeit haben mir und anderen über manche schwere Stunde hinweggeholfen und haben ihm unter Landsleuten und Ausländern viele Freunde gewonnen.

Ärztliche Untersuchung

Am 2.Tag nach der Einlieferung in die Quarantäne wurden wir - die Neuankömmlinge - morgens früh zum Revier (Krankenbaracke) geführt zwecks ärztlicher Untersuchung. Auf der Revierstraße hieß es wieder: "Sich der Kleider entledigen!" Diese wurden zusammengerollt und an den Straßenrand gelegt, wo wir sie nach Beendigung der Untersuchung wieder abholten.

Truppweise gingen wir ins Revier. Die Angaben zur Person wurden gemacht. Dann wurde einer nach dem andern gewogen. Damals wog ich noch 51 kg. Nach den aufgenötigten "Hungerkuren" in Trier und Köln war das nicht zu verwundern. Ich erinnerte mich an einen älteren Mann aus einer Filiale meiner Pfarrei (W.). Er war von hagerer Gestalt. Bisweilen litt er unter hartnäckigen Geschwüren. Er nahm immer mehr ab. Schließlich hatte er noch - wie er mir mitteilte - ein Gewicht von 44 kg. Und doch ist er wieder gesund geworden. Dieser Mann - wenn auch abwesend - belebte meinen Mut und entfachte meinen Lebenswillen.

Weiter ging's in die Röntgen - Abteilung. Herz und Lunge wurden untersucht. - Einige Tage später, am ersten Sonntag, morgens in der Frühe, vor dem Kaffee mußte ich mit einigen anderen ins Revier kommen zur Sputum - Kontrolle. Ich spuckte auf einen Glasdeckel, dann konnte ich wieder gehen. Der Speichel wurde untersucht.

Diese Erlebnisse im Revier beunruhigten mich in den nächsten Tagen. Ich fürchtete, sie würden mich evt. ins Revier stecken. Dort krank liegen, konnte gefährlich werden. Einmal war bei dem bunten Gemisch von so verschiedenartigen Kranken die Ansteckungsgefahr sehr groß. Oder SS - Ärzte suchten sich hier unter den Kranken ihre Opfer zu medizinischen Versuchen. Und nicht zuletzt, unheilbar Kranke mußten damit rechnen, auf Transport nach Hartheim in Österreich geschickt zu werden, wo ihrem Leben durch Vergasung ein Ende bereitet wurde.

Alles in mir sträubte sich dagegen, als "Versuchskaninchen" mißbraucht zu werden.

Als ich in die Quarantäne zurückkam, war meine Sonntags - freude verdorben. Ich hatte mich schon auf die hl. Kommunion vorbereitet. Doch sofort begann der Appell. Zum Empfang der hl. Kommunion blieb keine Zeit mehr.

Was wird das Ergebnis der Sputum - Kontrolle sein ?
Das war die bange Frage. Ich wartete einige Zeit darauf.
Aber ich hörte - Gott sei Dank - nichts mehr davon.

Schikanen in der Quarantäne

In der Quarantäne bekamen wir noch etwas von der ursprünglichen Strenge des Lagerlebens zu spüren.

Wie verlief unser Tagewerk ?

Um 4³⁰ Uhr hieß es: "Aufstehen!" - Es folgte der Bettenbau. Das Bett war schnell gemacht. Es bestand aus einem Strohsack. Im Gegensatz zum Gefängnis in Trier mußten wir hier der Bettlaken und Kissenbezüge entbehren. Abends steckten wir unsere Glieder in einen papiernen Schlafsack. Nachts konnte es darin empfindlich kalt werden, zumal wir nach einigen Tagen die Unterhose abgeben mußten.

Früher wurde auf den Bettenbau das allergrößte Gewicht gelegt. Das Bett mußte so glatt sein wie ein viereckiges Brett, und ein Bett mußte mit dem anderen übereinstimmen. Es durfte keines höher sein als das andere. Eine einzige glatte Fläche sollte die ganze Bettreihe darstellen. Auch hier - deutsche Gründlichkeit!

Wehe, wenn es anders war! Noch Anfang der vierziger Jahre kam es vor, daß ein Häftling, müde von der Arbeit, nach Hause kam, um sein Mittagessen einzunehmen. Da stellte er fest, daß sein Bett ganz durcheinander lag. Was sollte er tun? Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zuerst sein Bett wieder in Ordnung zu bringen, bevor er zum Essen ging. Inzwischen war die Zeit, die zum Essen bestimmt war, verstrichen. Schon formierten sich wieder die Arbeitskolonnen. Der abgehetzte, hungrige Häftling schluckte schnell ein paar Löffel heißer Suppe und beeilte sich, noch rechtzeitig zu seinem Arbeitskommando zu kommen. Wurde der Vorfall gemeldet, konnte er mit einer Tracht Prügel oder mit einer anderen barbarischen

Strafe rechnen.

Am frühen Morgen rollten wir unseren Schlafsack zusammen, und schnell ging es in den Waschraum. Bei entblößtem Oberkörper mußten wir uns immer waschen. Weigerte sich einer, sein Hemd auszuziehen, etwa weil er erkältet war, konnte es geschehen, daß ihm einer vom Stubenpersonal einen Eimer voll Wasser überschüttete. Einmal war ich Zeuge, wie ein Mitgefangener eine solche Verdemütigung hinnehmen mußte, ohne daß er sich bei einer amtlichen Stelle beschweren konnte.

Beim Waschen wurden zwecks Kontrolle, daß wir uns nach Vorschrift gewaschen hatten, eigene Marken ausgegeben. Beim Mittagessen mußten wir diese Kontrollmarken vorzeigen. Ohne sie bekamen wir kein Essen.

Wir begaben uns auf die Blockstraße und warteten, bis es zum Appell pfiff. In Zehnerreihen stellten wir uns auf, zuerst jede Stube für sich, dann rückten die vier Stuben zusammen. Wir standen da, bis ein SS-Mann kam und die Zehnerreihen abzählte. - Die Bewohner der Quarantäne hatten eigenen Appell, abgedeutert von den übrigen Häftlingen.

Nach dem Appell wurde draußen auf der Blockstraße der Kaffee ausgegeben, ohne Milch. Zu meinem Erstaunen gab es morgens kein Brot. Anfangs wußte ich das nicht. Nur einmal am Tage, und zwar abends, wurde Brot ausgegeben. Das mußte reichen für den ganzen Tag. Wer abends alles aß, weil er hungrig war, hatte morgens das Nachsehen. Er mußte mit der Kaffeebrühe vorliebnehmen.

Der Kaffee war schnell getrunken. Wir spülten unsere Schüssel, und nun standen wir den lieben, langen Tag auf der Blockstraße. Ein Spaziergang war nicht möglich, weil wir den Block nicht verlassen durften. Etwa 1000 Mann waren auf diesem Gelände versammelt.

Am Morgen betete ich gewöhnlich, hin und her gehend oder besser gesagt, mich durch das Menschengewoge durchschlingelnd, meinen Rosenkranz "auswendig", wie mir bei der Aufnahme ins KZ ein Spötter empfohlen hatte. (S.44) Das Rosenkranzgebet trat an Stelle des Breviers; Brevier und Rosenkranz waren mir ja weggenommen worden.

Zum ersten Mal in meinen bisherigen elf Priesterjahren war es mir durch höhere Gewalt versagt, mein Brevier zu beten. Die übrige Zeit des Vormittags suchten wir das Gespräch mit unseren Kameraden und tauschten Gedanken und Erinnerungen aus.

Wollte einer von uns, wenn auch nur für kurze Zeit, die Stube betreten, mußte er am Eingang die Pantinen abstellen. Auch den Waschraum und die Toilette mußten wir barfuß aufsuchen. Man durfte nicht zu lange drinnen verweilen, sonst konnte es einem passieren, daß ein Fremder sich die Pantinen angeeignet hatte. Der so Beraubte machte sich nun seinerseits auf die Suche nach passenden Pantinen. Wenn auch manchmal der Eiter von wehen Füßen daran klebte, er nahm sie doch.

Zur Abwechslung ließ uns der Stubenälteste öfters am Tage antreten. Wenn es nicht schnell genug ging, half er mit Fußtritten nach. Hatte die Sonne uns gänzlich durchglüht und durstig gemacht, konnten wir wieder wegtreten.

Gegen 11 Uhr wurde die Suppe ausgegeben. Daraus bestand meistens unser "Mittagsmahl".

Der Eßnapf, den ich anfangs erwischt hatte, war einmal lackiert. Jetzt hing der Lack in Fetzen überall herum. Bei jeder leichten Berührung konnte er abfallen. Was sollte ich tun? Ich suchte mir ein paar glatte Kieselsteine und schlug damit den ganzen Lack ab und reinigte den Eßnapf gründlich mit Wasser. So hoffte ich, der Hygiene genug getan zu haben.

Alle Mahlzeiten wurden draußen im Freien gehalten, wie überhaupt das ganze Leben sich zumeist auf der Blockstraße abspielte. Ein Glück, daß Sommer war! Beim Essen standen wir entweder da, den Eßnapf in der Hand, oder wir setzten uns auf den Boden, die Schüssel zwischen den Knien. Die Essensausgabe erfolgte nach einer bestimmten Ordnung, nach der unsere Namen oder die einzelnen Spinde aufgerufen wurden.

Viele Häftlinge konnten nicht schnell genug die heiße Suppe verschlingen, um evtl. noch einen "Nachschlag" zu erhaschen. So nannten wir den übrigbleibenden Rest der Suppe, der nachträglich verteilt wurde.

Der Nachmittag verlief in ähnlicher Weise. Wir standen müßig da, wie die Knechte im Evangelium, die keiner für den

Weinberg gedungen hatte. Wir konnten lange warten, aber keiner kam, der unsere Dienste in Anspruch nahm.

Öfters wuschen wir unsere Taschentücher und trockneten sie auf dem Kopf.

An manchen Tagen wurden wir aufgeschreckt durch Flieger - alarm. Wo sollte diese tausendköpfige Masse Schutz suchen? Wir wurden in sogenannte "Splittergräben" geführt. Viel Schutz boten sie natürlich nicht. Aber die Flieger hatten es nicht auf die Häftlinge abgesehen.

Hin und wieder kam ein SS - Mann mit zwei Ärzten, um den Gesundheitszustand der neuen Häftlinge zu kontrollieren. Das war ja der ursprüngliche Zweck der Quarantäne (S.46). Also hieß es wieder: "Antreten!" -- "Die Kleider ausziehen", ähnlich wie bei der Aufnahme - Prozedur (S. 44). Auch die ärztliche Untersuchung erfolgte auf der Straße.

Wenn es bis jetzt noch nichts zum Lachen gab, so heiterten sich unsere Mienen auf, wenn Freund Josef Neunzig erschien. Schnell entwickelte sich unter seinen Freunden eine frohe Unterhaltung. So verlernten wir das Lachen nicht.

17³⁰ Uhr war das Abendessen. Vielfach bestand es aus Suppen. Ungefähr jeden zweiten Abend wurde statt der Suppe Brot mit einem Stücklein Wurst oder Margarine verabreicht. Abends empfangen wir die Brotration, wie schon erwähnt (S.49) für den ganzen Tag. Sie betrug damals etwa 300 gr. - Wenn es Suppe gab, wurde die Brotration auf 240 gr. herabgesetzt.

18³⁰ Uhr stellten wir uns auf zum Abend - Appell. Danach mußten wir uns bei entblößtem Oberkörper wieder waschen, vor allem die Füße. Jacke und Hose wurden in den Spind gehängt.

Gegen 19³⁰ Uhr konnten wir unseren Strohsack aufsuchen, froh darüber, daß wir endlich Ruhe fanden. Aber weit gefehlt! Eine Stunde lagen wir da. Plötzlich schrie einer vom Stubenpersonal: "Piß - Kommando!" Das bedeutet: Wieder aufstehen und austreten gehen und sich dann von neuem hinlegen! Manchmal konnte man meinen, wir befänden uns in einem Narrenhaus. - Sooft es möglich war, habe ich mich an diesem sonderbaren Kommando vorbeigedrückt.

In der letzten Woche unseres Aufenthalts in der Quarantäne wurden wir - J. Olbertz und ich - noch zweimal verlegt: zunächst in Stube 3, Block 15 und dann auf Block 19. Diese Verlegungen brachten neue Unruhe in unser ohnedies unruhiges Leben: neue Stubenälteste, neues Blockpersonal mit anderen Methoden und anderer Behandlungsweise, mit anderen Schikanen.

Nur noch eine Nummer.

Ein buntes Völkergemisch war im KZ Dachau versammelt, Menschen aus etwa 38 Nationen nach der Statistik von Weihbischof Johann Neuhäusler in München. Je nach dem "Verbrechen", dessen sie angeklagt waren, wurden sie in verschiedene Klassen eingestuft.

Da gab es an erster Stelle das große Heer der politischen Häftlinge, zu denen auch wir Priester gehörten.

Unter den Gefangenen befanden sich die Asozialen, das sind die Arbeitsscheuen und andere, die sich an den gemeinsamen Opfern für die Nation, etwa an den Sammlungen fürs WHW (Winterhilfswerk) nicht genug beteiligten.

Im Lager fehlten auch nicht die B V - Häftlinge, die Berufsverbrecher, obwohl manche von ihnen diesen Namen nicht verdienten.

Auch Männer, die sich gegen den § 175 des Strafgesetzbuches vergangen hatten, die Homosexuellen, wurden hier eingeliefert.

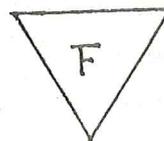
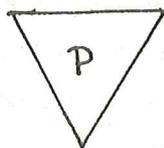
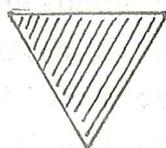
Viel zu leiden hatten die Ernsten Bibelforscher durch den Nationalsozialismus, weil sie nach ihrer Weltanschauung u. a. den Wehrdienst verweigerten.

Vor allem waren die Juden dem Haß der S S preisgegeben.

Gemäß diesen Einstufungen wurden die Gefangenen äußerlich gekennzeichnet. Jeder trug auf seiner Kleidung außer der Häftlingsnummer auch einen farbigen Dreieckswinkel aus Tuch an der linken Brustseite und am rechten Hosenbein.

Auf der Rückseite unserer Jacke war mit Mennigfarbe ein K L (= Konzentrationslager) aufgezeichnet. Auf der Mütze war ein roter Streifen angebracht, ebenso am rechten Hosenbein.

Für die genannten Klassen gab es folgende Dreieckswinkel:
rot war die Farbe für die politischen Häftlinge,



schwarz für die Asozialen; grün für die B V - Häftlinge;
violett für die Ernsten Bibelforscher;
rosa für die Homosexuellen.

Die Juden waren außerdem gebrandmarkt mit dem gelben "Judenstern".

Bei Ausländern wurde in den Tuchwinkel zur Unterscheidung der Nationalität dazu ein Buchstabe eingezeichnet, etwa

P für Pole; F für Franzose, usf.

Mit dieser raffiniert ausgedachten Kennzeichnung war es der Lagerleitung ein leichtes, in dieser gewaltigen, so verschiedenartigen Menschenmasse "die Geister zu unterscheiden", d.h. festzustellen, zu welcher Klasse und Nation der Gefangene gehörte.

Was wollte die S S mit dieser Vermischung der verschiedenen, einander widerstrebenden Klassen erreichen ?

Warum durften die politischen Häftlinge nicht für sich bleiben ? Sie bildeten doch die große Mehrheit im Lager. Warum wurden sie gerade mit Asozialen, mit Verbrechern und Homosexuellen zusammengepfercht ? - Dadurch sollte uns, den politischen Häftlingen, immer wieder zum Bewußtsein gebracht werden: "Ihr steht auf der gleichen Stufe wie diese Verbrecher. Ihr seid die eigentlichen Feinde unseres Staates." So ist es auch - wie bei vielen andern - auf meinem Schutzhaftbefehl (S.31) zu lesen. - Deshalb sind wir aus der Volksgemeinschaft ausgestoßen worden. Im Zusammenleben mit minderwertigen Menschen und Verbrechern sollten wir erniedrigt und gedemütigt werden. Unsere Würde als Person wurde uns genommen. Wir waren vogelfrei. Wir konnten keine Menschenrechte geltend machen: das Recht auf menschenwürdiges Leben, auf hinreichende Verpflegung, auf freie Berufsausübung, auf Freiheit.

Wir waren der Willkür der Lagerleitung überlassen. Wir konnten nicht mehr über uns selbst bestimmen, wie eine Person. Wir waren keine Persönlichkeit mehr, sondern, wie wir auf Jacke und Hose lesen konnten, eine Nummer. Man gebrauchte uns, solange wir arbeiten konnten. Wer Invalide war, unfähig zur Arbeit, oder wer unheilbar krank wurde, mußte fürchten, "liquidiert", d.h. beseitigt zu werden. Ohne Gewissensbedenken wurde die betreffende Nummer ausgelöscht. (S.47) Eine neue Nummer setzte den Arbeitsprozeß fort, bis auch diese ausfiel.

Während wir nach der Aufnahme in die Quarantäne unsere Häftlingsnummer und unseren Winkel auf Rock und Hose annähten, hatten wir Gelegenheit, darüber nachzudenken, was es heißt: "Nur noch eine Nummer" zu sein.

Ich bekam die Nummer 91 225 und dazu einen roten Winkel, weil ich zu den politischen Häftlingen gerechnet wurde.

91 225



Christus in der Quarantäne

In der Quarantäne gab es keine Kapelle und keinen öffentlichen Gottesdienst.

An einem Samstag drängte es mich, zu beichten. Aber wie sollte man das verwirklichen - in dieser Masse ?

Ich hatte einen älteren Priester aus Schlesien namens Josef Stein kennengelernt. Er war ein ruhiger Mann, der anscheinend unter diesem tollen Menschengewimmel sehr litt. Ihn bat ich, meine Beichte zu hören.

Ich bereitete mich vor; dann gingen wir beide auf und ab, und ich bekante ihm meine Sünden. Wir sprachen über unsere Schwierigkeiten; er sagte mir ein aufmunterndes Wort und gab mir die Lossprechung:

"Ego te absolvo a peccatis tuis in nomine Patris
et Filii et Spiritus Sancti. Amen."

(Ich spreche dich los von deinen Sünden im Namen des Vaters...)

In der Unrast unserer Tage und in der Ungewißheit unseres Schicksals spürte ich, wie die Verheißung Christi an seine Jünger sich erfüllte: "Frieden hinterlasse ich euch. Meinen Frieden gebe ich euch."

Der Empfang des Bußsakramentes machte mich froh in der Trübsal und stärkte mich in der Schwachheit. Auch hier war der Beichttag für mich ein Feiertag.

Ich machte meinen Kameraden J.O. auf die Beichte aufmerksam. Auch er hatte den Wunsch, zu beichten; allerdings mußte er noch eine Weile warten bis nach dem Abendessen.

Ich lag schon auf meinem Strohsack in der 2. Etage. Sein Lager war über mir in der 3. Etage. Da kam er zu mir und sagte, er wolle beichten. Um uns herum ging es noch ziemlich laut her; so blieb unser Tun verborgen. Wir setzten uns aufrecht hin, und er beichtete. Ich sagte ihm ein passendes Wort und gab ihm die Lossprechung. Darüber freute er sich. Waren wir auch in unserer äußeren Freiheit eingeengt, so konnten wir doch die Erfahrung des hl. Paulus bestätigen:

"Das Wort Gottes ist nicht gefesselt." 2 Tim 2,9

Höhepunkt dieser Tage in der Quarantäne war für uns Priester die öftere hl. Kommunion.

Wie war das möglich in der Abgeschlossenheit von der Außenwelt, daß wir kommunizieren konnten? - Im Priesterblock 26 wurde Anfang 1941 mit Erlaubnis der Lagerleitung eine Kapelle, allerdings nur für Priester, eingerichtet. Die Priester dieses Blocks feierten seitdem jeden Tag gemeinsam die hl. Messe. Nach der Meßfeier fand sich immer wieder ein

"Tarsicius" (Tarsicius war Diakon der römischen Kirche im 3. Jahrhundert. Als er die hl. Eucharistie zu Gläubigen trug, wurde er von Heiden überfallen und erschlagen.), der uns Priestern in der Quarantäne den hl. Leib des Herrn brachte, natürlich nicht öffentlich, nicht feierlich, sondern im geheimen.

Es war ähnlich wie in den Katakomben zur Zeit der römischen Christenverfolgungen. Wir mußten unseren kostbaren Schatz vor den Ungläubigen verbergen, damit wir unseres Glückes nicht beraubt wurden. Einer von uns, Josef Stein, später Josef Olbertz nahm die hl. Hostien, die für uns Geistliche bestimmt waren, am Tor in einem unauffälligen Döschen heimlich in Empfang. Nacheinander gesellten wir uns zu den Genannten. Schweigend gingen wir nebeneinander her, in Gebet versunken. In einem günstigen Augenblick traten wir in eine stille, dunkle Ecke. Der Spender des Sakramentes sprach die vorge-schriebenen Gebete: "Ecce Agnus Dei, ecce qui tollit peccata mundi." - Seht das Lamm Gottes, ...

"Domine, non sum dignus, ..." - Herr, ich bin nicht würdig, .. Dann legte er mir in die linke Hand den hl. Leib des Herrn mit den Worten: "Corpus Domini nostri Jesu Christi - custodiat animam tuam - in vitam aeternam. Amen."

Der Leib unseres Herrn Jesus Christus - bewahre deine Seele - zum ewigen Leben. Amen.

In der Welt von Dachau bekam jedes dieser Worte ein besonderes Gewicht.

"Der Leib unseres Herrn Jesus Christus". - Wir waren uns bewußt, daß wir wirklich den hl. Leib Jesu Christi empfangen, denselben Christus, der sich einst zu den beiden Jüngern auf dem Weg nach Emmaus gesellte; der ihnen den Sinn der Heiligen Schrift aufschloß, so daß es ihnen warm ums Herz wurde; den Herrn, der in Emmaus auf ihr Drängen mit ihnen einkehrte und beim Mahl sich ihnen zu erkennen gab und jeden Zweifel und alle Verwirrung von ihnen nahm.

"Bewahre deine Seele". - Innig flehten wir Christus an:

"Bewahre meine Seele in der Gnade Gottes, in der Liebe zu dir, in der Treue zur röm. katholischen Kirche! Und nicht nur die Seele, behüte auch meinen Leib vor allem Unheil, vor Ansteckung, vor Krankheit, vor Marter und Pein und Tod!"

"Zum ewigen Leben." - Es war uns klar: unser irdisches Leben hing nur an einem dünnen Faden. Jeder S S - Mann von Rang und Namen konnte ihn durchschneiden, wenn es ihm beliebte. Um so mehr legten wir Wert darauf, das übernatürliche Leben, das Leben der Gnade, das ewige Leben, wie Christus es nennt, zu bewahren.

Nach der hl. Kommunion hielt ich, still für mich, hin und her gehend, Anbetung und Danksagung vor dem himmlischen König, der mir hinter den Stacheldraht gefolgt war als Freund, um mich aufzurichten und zu stärken. O unbegreifliche Liebe! Wo jedem Fremden der Zutritt verwehrt war, fand er einen Weg zu mir und den anderen Priestern.

Die Sterne standen noch leuchtend am Himmel, als wir auf der Blockstraße kommunizierten, und aus tiefstem Herzensgrund stieg die Bitte empor: "Herr, der du die Sterne ihre weiten Bahnen führst, nimm auch mein Schicksal in deine gütigen und allmächtigen Hände und führe mich hinaus in die Weite, in die Freiheit!"

Unser Josef Neunzig (S.46) war immer wieder bestrebt, uns während der Quarantäne eine Freude zu machen. An einem Sonntag tauchte er - wie verabredet - in aller Frühe in unserem Block 15 auf, um uns, J. Olbertz und mich, abzuholen zur hl. Messe. Allein hätten wir die Quarantäne nicht verlassen dürfen. Mit seiner Hilfe war es möglich. Der Pförtner wurde bestochen. Wohl knurrte er etwas vor sich hin, doch ließ er uns ziehen. Neunzig schaute vorsichtig nach allen Seiten, ob die Lagerstraße frei wäre; dann gingen wir eilends zum Block 26 in die Kapelle. Wie staunten wir, als wir den schönen, zum Gottesdienst hergerichteten Raum betraten! Nach vierwöchentlicher Unterbrechung konnten wir wieder die hl. Messe mitfeiern. Unsere Freude war groß. Dieser Sonntag war wirklich ein Tag des Herrn.

Im Priesterblock

Glücklicherweise konnte ich die Zeit in der Quarantäne und schon vorher im Sammelager in Köln zusammen mit meinem lieben geistlichen Mitbruder Josef Olbertz verbringen. Wir hausten im gleichen Block und in der gleichen Stube (15/1 und 15/3 und 19). Dann aber wurden wir getrennt. Zwar wurden wir beide dem Priesterblock 26 zugeteilt, doch er kam auf Stube 2 und ich fand Aufnahme in Stube 3.

Als ich zum Priesterblock, meiner neuen Wohnung, hinüber - ging, malte ich mir in bunten Bildern das neue Leben unter Brüdern aus. Ich hoffte zwar nicht auf einen triumphalen Empfang, aber ich dachte: die neuen Leidensgefährten um - ringen mich, nehmen teil an meinem Los, sie haben viele Fra - gen an mich, ähnlich wie bei der Aufnahme ins Trierer Ge - fängnis (S. 10): "Woher des Weges ? Was ist der Grund deiner Verhaftung ? usw."

Aber ich hatte meine Erwartungen zu hoch gespannt. Als ich die Stube betrat, nahm niemand Notiz von mir. Das ist nicht einmal zu verwundern. Ich war ja für alle "ein unbekannter Soldat". Und vielleicht betrachteten sie mich als einen neuen Eindringling, der ihnen in dem sowieso schon überfüll - ten Raum noch mehr Platz wegnahm. Diese Annahme war gar nicht so unberechtigt. Zur Erklärung sei folgendes gesagt: Nach der ursprünglichen Planung des Lagers sollten in eine Stube 45 Häftlinge aufgenommen werden. Das ergab für die vier Stuben einer Baracke 180 Personen. Das ganze Lager sollte etwa 5000 Mann beherbergen.

Als ich in Stube 3 einzog, war die Zahl 45 schon weit über - schritten. Es waren bereits 160 Häftlinge, die hier ihr Da - sein fristeten. Die Zahl wuchs von Woche zu Woche. Bis Weih - nachten 1944 waren in diesem Raum etwa 200 Personen zu - sammengepfercht, bald danach 220. Als der Krieg 1945 immer bedrohlicher wurde, riß der Zustrom von Gefangenen, die aus anderen aufgelösten Lagern nach Dachau transportiert wurden, nicht mehr ab. Vor Weißen Sonntag 1945 mußten 2 Stuben zu - sammengelegt werden, so daß nun 400 Menschen in einem Raum, der für 45 geplant war, zusammenlebten.

Unter diesen Umständen spielte sich das Leben der Gefangenen mehr auf der Blockstraße als in der Stube ab. Alles wogte wirr durcheinander. Keiner kam an dem andern vorbei, ohne an - zustoßen, ohne einem auf die Füße zu treten. Es ist begreif - lich, daß die Gemüter von Tag zu Tag mehr erregt wurden. Viele Häftlinge, auch zahlreiche Priester, lebten bereits 4 und 5 und mehr Jahre in der "großen Drangsal" (Offb 7, 14). Sie hatten erfahren, was Hunger ist, Entwürdigung, Erniedri - gung, schwere Sklavenarbeit. Wer wollte sich wundern, daß diese Menschen - die Priester nicht ausgenommen -

in diesem überbelegten Raum nicht immer so sanft miteinander umgingen, daß sie bisweilen gereizt auf dieses und jenes Wort reagierten. Manchmal gab es auch einen regelrechten Krach.

Dennoch freute ich mich, unter meinesgleichen zu sein.

Schauen wir uns in unserer Stube 3 noch etwas näher um. Jede Stube war aufgeteilt in einen Tagesraum und einen Schlafraum. - Die einzige Zierde des Tagesraums war ein schöner, breiter Kachelofen. Um den Ofen standen 4 Tische und davor für jeden Häftling ein Hocker. An den Wänden entlang waren schmale Spinde aufgestellt, einer neben dem andern, 45 an der Zahl. Darin haben wir unsere Habseligkeiten aufbewahrt, wie Eßnapf, Teller, Messer, Löffel, 1 Handtuch und unsere Mütze. Während meiner ganzen Lagerhaft mußte ich meinen Spind mit 4 andern Männern teilen, in den letzten Wochen sogar mit 6 oder 9 infolge der Überbelegung der einzelnen Stuben. Auf dem Spind verstauten wir unsere Pakete mit Eßwaren, falls jemand zu den Glücklichen gehörte, die Pakete aus der Heimat erhielten.

Tagesablauf im Priesterblock 26

Unser Tagewerk begann mit der Feier der hl. Messe morgens um 5 Uhr. Soviel war uns die Messe wert, daß wir einen Teil unserer Nachtruhe opferten und schon vor Tagesgrauen aufstanden. Diese Messe in der Frühe hat uns immer wieder beeindruckt und Kraft gegeben, die Mühsal des Tages zu tragen. Nach kurzer Danksagung ging es zurück in unsere Stube, um zu frühstücken. (Vergl. S. 49) Jeder mußte sich beeilen, denn schon bald ging die Trillerpfeife und rief zum Appell. Wir stellten uns auf der Lagerstraße in Zehnerreihen auf und marschierten zum Appellplatz. Der Morgenappell verlief gewöhnlich problemlos. Danach formierten sich die einzelnen Arbeitskommandos und begaben sich an ihre Arbeit. Mein Arbeitsplatz war die Strumpfstopferei. Bis 11³⁰ Uhr wurde überall gearbeitet. Dann kehrten die Arbeitskolonnen in ihren Block zurück. Es wurde Mittag gemacht.

Die Suppe wurde ausgegeben. Alle möglichen Pflanzen, wie Möhren, Rüben usw. wurden zu Suppen verarbeitet. Sonntags gab es bessere und dickere Kost, vor allem Nudeln. Das war schon fast ein Feiertag. Im Herbst standen öfters 4 - 6 Kartoffeln auf unserer "Speisekarte". Anfang November erschienen diese immer seltener, bis sie schließlich ganz ausblieben. Höchstens fanden sich noch ein paar Kartoffelscheiben in unserer Suppe. Die Zeit für unser Mittagmahl war knapp bemessen. Um 13¹⁵ Uhr nahmen die verschiedenen Arbeitskommandos ihre Arbeit wieder auf, die bis 18 Uhr fortgesetzt wurde.

Zurück ging's zum Block. Wir machten uns fertig zum abendlichen Zähl - Appell (vergl. S. 59), der sich manchmal in die Länge zog - eine volle Stunde und mehr -, wenn die Zählung nicht sofort stimmte. Wir mußten ausharren, ob Regen oder Sturm, ob Hitze oder Kälte, bis der Lagerführer festgestellt hatte, daß keiner der vielen Tausende von Häftlingen fehlte.

Nach dem Appell konnten wir unseren Abendimbiß verzehren. (Vergl. S. 51)

Dann spülten wir unser "Tafelgeschirr" und reinigten die Schuhe.

Endlich fanden wir ein paar Minuten Zeit, um unserem Herrn im Allerheiligsten Sakrament einen Besuch zu machen. So vieles hatten wir doch auf dem Herzen, das wir Ihm, dem Gefangenen aus Liebe, anvertrauen wollten.

Den Rest des Tages verbrachten wir mit unseren Kameraden auf der Block - oder Lagerstraße.

Um 20³⁰ Uhr mußte alles von der Straße verschwinden.

Wir suchten unsere Schlafstätte auf.

Im Schlafraum

Zwischen 2 Stuben befanden sich der Waschraum und die Aborte, so daß beide von den Insassen zweier Stuben benutzt werden konnten.

Im Waschraum standen 2 große Fontänen, an denen wir uns morgens und abends bei entblößtem Oberkörper wuschen.

Die Anlage der Aborte war ganz anders, wie wir es bisher gewohnt waren.

An einer Wand entlang standen etwa 7 Klosetts, eng neben - einander, ganz offen, ohne Trennwand. Da konnte es geschehen, daß der Theologiestudent neben dem Professor saß und der Kaplan neben dem Pfarrer. Wir betrachteten diese Anlage als weitere Stufe unserer Verdemütigung.

Abends nach der Abwaschung stellten wir uns in eine Ecke und machten Jagd auf die Flöhe, die sich bei uns im Laufe des Tages eingenistet hatten. Noch schlimmer war es und auch gefährlich, eine Laus im Hemd zu entdecken. Marktschreierische Plakate an den Wänden machten darauf aufmerksam:

"Eine Laus dein Tod!"

Läuse waren oft Krankheitserreger. Wir fürchteten vor allem das Fleckfieber.

Nach diesen Vorbereitungen konnten wir den Schlafrum betreten. Da stand Bett an Bett, drei Etagen übereinander. Eng zusammen lagen wir auf unserem harten Strohsack! Leinen - bezüge fehlten. Jeder hatte 2 Wolldecken, die für den Winter nicht ausreichten. Mein Lager war bald in der untersten, bald in der mittleren Etage.

Manchmal kam es zu einem Rede - Duell zwischen denen, die bei offenen Fenstern und Türen schlafen wollten, - verständlich war das in dem überbelegten Raum - und ihren Gegnern, die jeden Durchzug fürchteten. Die einen vertraten ihre Ansicht mit dem Schlagwort: "An frischer Luft ist noch niemand gestorben." Die andern, die für Erkältungen empfänglich waren, währten sich dagegen.

Abendgebet

Bevor die Lichter um 21 Uhr ausgeschaltet wurden, beteten wir Priester von Stube 3 gemeinsam unser Abendgebet. Mancher, der dieses Kapitel liest, wundert sich vielleicht, daß wir nach einem langen und schweren Tagewerk noch den Willen aufbrachten und die Kraft fanden zu einem gemeinsamen Abendgebet. An sich wäre es denkbar gewesen, - wenn schon gebetet werden sollte - das Wann und Wie jedem einzelnen zu überlassen. Aber wir hielten es für richtig und notwendig, das gemeinsame Gebet zu pflegen.

Doch zunächst die Frage: Welche Form hatte unser Abendgebet ? Es begann mit einer Lesung aus dem Evangelium oder aus den anderen Schriften des Neuen Testaments. Still betrachtend, suchten wir das Wort Gottes auszumünzen auf unsere hiesigen Lebensverhältnisse (Gewissensforschung). Dann beteten wir gemeinsam ein Vaterunser mit dem Zusatz: denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen. Nach dem Gebet des Herrn spendeten wir den Segen.

Unser Sprecher leitete die Segnung ein mit den Worten:

"Wir segnen einander und unsere Familien, unsere Pfarrgemeinden, unsere Soldaten und unser Volk."

Und wir alle erhoben die Hände und zeichneten das Kreuz nach den vier Himmelsrichtungen über unsere Mitbrüder und unsere Angehörigen irgendwo in der Welt, indem wir gemeinsam sprachen:

"Der Segen des allmächtigen Gottes,
des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes
komme über euch und bleibe bei euch allezeit! Amen."

Mit dem katholischen Gruß beschlossen wir unser Tagewerk:

"Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit. Amen."

Warum legten wir Priester so viel Wert auf ein gemeinsames Abendgebet ? Es stärkte in uns das Bewußtsein und brachte es auch zum Ausdruck: Wir Priester gehören zusammen. Gerade in dieser bunt zusammengewürfelten Welt von Dachau, in diesem Völkergemisch, unter Menschen mit den verschiedensten Weltanschauungen und politischen Meinungen, zwischen wirklichen Verbrechern und rechtschaffenen Menschen war es wichtig, daß wir Priester zusammenstanden und an unserer Gemeinschaft festhielten, um uns priesterlichen Sinn und Geist zu bewahren.

Als wir uns im Trierer Priesterseminar auf das Priesteramt vorbereiteten, hat uns der Regens immer wieder eingeschärft, wir sollten auch später in unseren Pfarreien die Gemeinschaft mit unsern geistlichen Mitbrüdern pflegen; wir sollten uns gegenseitig helfen in der Seelsorgsarbeit und auch die Freizeit möglichst im Kreis von Priestern verbringen. So hielten wir es im Dekanat Manderscheid. Das regelmäßige Konveniat in den einzelnen Pfarrhäusern bot frohe Unterhaltung, nährte die Gastfreundschaft und diente der

Besprechung und Klärung unserer Probleme.

Ein Konveniat dieser Art konnte es in Dachau nicht geben. Aber die Feier der hl. Messe am frühen Morgen und das gemeinsame Gebet am Abend trugen dazu bei, daß wir zu einer echten priesterlichen Schicksalsgemeinschaft zusammenwuchsen. Gelegentliche Entgleisungen von diesem und jenem, Dispute, Unhöflichkeiten konnten unsere Grundhaltung der Zusammengehörigkeit nicht zerstören und unsere priesterliche Gemeinschaft nicht auseinanderreißen. Die Priester, die miteinander und füreinander opferten und beteten, mußten doch auch während des Tages ein Herz für den Mitbruder haben: den Trauernden aufmuntern, den Gefährdeten auf die Gefahr aufmerksam machen, dem Hungernden - wenn möglich - ein Stückchen Brot geben, dem Kranken ein notwendiges Medikament verschaffen, dem Sterbenden den hl. Leib des Herrn bringen. Den Höhepunkt des priesterlichen Dienstes sehe ich darin, daß manche von uns im Revier sich der Krankenpflege widmeten, ohne sich zu schonen und ohne der Ansteckungsgefahr zu achten.

Warum war uns das gemeinsame Abendgebet so bedeutsam? Ein wichtiges Element unseres Abendgebetes war die Segnung. In der Welt von Dachau stiegen gräßliche Flüche zum Himmel. Darin konnten und durften wir Priester nicht einstimmen. Was hätte es auch genützt? Mit Klagen und Fluchen konnten wir unsere Lebenslage nicht erleichtern. Segnen wollten wir, weil wir Priester waren, auch in Dachau. Bei unserer Priesterweihe hat Christus uns Anteil an seinem ewigen Hohenpriestertum gegeben. Er hat uns in seinen besonderen Dienst genommen und befähigt, sein Werkzeug zu sein. Nicht aus Zwang, sondern aus Liebe zu ihm und seinen Brüdern sollten wir sein Erlösungswerk auf Erden fortsetzen. Unsere Hände sollten die Segensgüter, die er seiner Kirche anvertraut hat, weiter-schenken.

Im Lager war es nicht möglich, eine normale Seelsorge auszuüben wie in der Heimat. Aber im geheimen konnten wir doch ein wenig Seelsorger sein. So bei einem Spaziergang auf der Lagerstraße, wenn manche Häftlinge einen Priester aufsuchten, um zu beichten und die Lossprechung zu empfangen.

So war es uns Priestern auch ein Herzensanliegen, bei unserem Abendgebet zu segnen.

Diese Segnung ist mir zur lieben Gewohnheit geworden, die ich nach meiner Entlassung von Dachau mitnahm in meine Pfarrei.

Unser Lager

Diese Beschreibung des Lagers erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Nur die wichtigsten Stationen sind hervorgehoben.

Das Lager war in Form eines großen Rechtecks angelegt. Es war etwa 600 m lang und 300 m breit. Mitten durch das Lager zog sich eine große breite Straße, von Pappeln umsäumt, auf der wir jeden Tag morgens und abends in Zehner - Reihen zum Appellplatz marschierten. Zu beiden Seiten dieser Lagerstraße erhoben sich die Wohnbaracken (Blocks) der Gefangenen. Sie waren nummeriert, westlich der Straße mit den geraden Zahlen: 2 - 4 - 6 usf. bis 30, und östlich der Straße mit den ungeraden Zahlen: 1 - 3 - 5 usf. bis 29.

Die Erbauer des KZs Dachau haben gründliche Arbeit geleistet. Um die Flucht von Gefangenen unmöglich zu machen, umgaben sie das Lager mit Gräben, elektrisch geladenem Stacheldrahthindernis und einer Mauer, die nachts hell beleuchtet wurden. Außerdem ragten an 7 wichtigen Stellen Wachtürme auf, die mit Maschinengewehren ausgerüstet waren. Schon bei der geringsten verdächtigen Bewegung in diesem Sicherheitsbereich wurde von den SS - Posten ohne Warnung geschossen.

In Block 28 waren die polnischen Geistlichen untergebracht. Als ich im August 1944 ins Lager kam, waren schon viele von denen, die vor mehreren Jahren eingeliefert worden waren, an Unterernährung, an Typhus oder Arbeitsüberlastung gestorben.

Block 26 (S.57) hieß einfach der Priesterblock. Priester aus verschiedenen Nationen und Diözesen waren hier versammelt:

64 b

N

WACHT TURM

DESINFEKT.
BARACKE

2-30 WOHNBAR.

15-29 WOHNBAR.

30

29

28 POLN. PRIESTER

27

26 PRIESTER

25

24

23

22

21

20

19 QUARANTANE

18

17

16

15 QUARANTANE

14

13

12

11

10

9

8

7

6

5

4

3

2

1 REVIER 1-13

C SCHULUNGSRaum

E MED. VERSUCHE

B KANTINE/BÜCHER

D OPER. RAUME

LAGERSTRASSE

W

O

EING. TOR
JOURHAUS

APPELLPLATZ

EFFEKTEN-
KAMMER

BAD

KÜCHE

WÄSCHEREI

STRUMPF-
STOFFEREI

SCHNEIDEREI

SCHUSTEREI

W.
T.

W.
T.

W.
T.

S

Deutsche, Österreicher, Belgier, Holländer, Italiener, Jugoslawen, Franzosen, Tschechen, Slowaken, Luxemburger und einige aus anderen kleineren Nationen.

Stube 1 war 1941 in eine Kapelle umgewandelt worden. In den anderen 3 Stuben spielte sich teilweise das Leben der Priester ab.

Nach der Lagerordnung hatten Laien und polnische Geistliche zur Kapelle keinen Zutritt. Ein Tor verwehrte jedem Fremden den Zugang. Einer der Geistlichen, die von der Arbeit befreit waren, hielt Torwache. - Doch dieses Verbot wurde vielfach nicht beachtet.

In Block B war die Kantine der SS untergebracht, die von Gefangenen geleitet wurde. Hier konnten die Raucher sich Zigaretten kaufen. Den Nichtrauchern dienten Zigaretten als wichtiges Mittel, sich damit etwas Nützlicheres zu "organisieren" (sich beschaffen), etwa ein Paar Schuhe, eine Mütze usw. Zigaretten galten vielfach auch als Eintrittspreis für die Quarantäne oder fürs Revier. Um ihren knurrenden Magen zu beruhigen, bevorzugten andere Häftlinge rohes Sauerkraut oder saure Rüben, die bisweilen hier angeboten wurden.

Im Lager gab es auch eine Bibliothek. Sie war sehr reichhaltig. Jeder konnte hier nach seinem Geschmack eine Lektüre finden: der Schöngest, der Politiker, der Sportler usw. Natürlich kamen an erster Stelle die Verfasser des nationalsozialistischen Schrifttums: Hitler, Rosenberg, Bergmann. Wer lesen wollte, bekam eine Leserkarte mit seinem Namen und der Gefangenen - Nr., die bei der Bücherausgabe vorgezeigt werden mußte.

An diese genannten Baracken schloß sich nach Süden hin der große Appellplatz an. Hier versammelten sich die Gefangenen jeden Morgen und jeden Abend zum Zähl - Appell. Blockweise traten wir an. Jeder Block hatte seinen bestimmten Platz.

(Vergl. S. 59 - 60)

Die Leser meiner Notizen interessiert sicher auch die Frage: Wie viele mögen es gewesen sein, die im Laufe der 12 Jahre des NS - Regimes von 1933 - 1945 Ende April im KZ Dachau gelebt und gelitten haben ?

Es gibt darüber eine ganze Reihe von Statistiken. Mag einer auch noch so gewissenhaft die vorhandenen Unterlagen der Lagerschreibstube geprüft haben, eine Statistik, die 100prozentig mit der Wirklichkeit übereinstimmt, gibt es nicht. Mancherlei Gründe können für diese Tatsache angeführt werden, u.a. daß viel belastendes Material von der SS - Führung zu guter Letzt vor der Auflösung des Lagers vernichtet wurde. Ich stütze mich hier auf die Statistik von Weihbischof Joh. Neuhäusler, München.

Nach seiner Zusammenstellung, die auch andere Statistiken berücksichtigt, betrug die Gesamtzahl der Gefangenen, die durch das KZ Dachau gingen,

206 206.

Den Löwenanteil stellten die Polen mit 14 994 nach dem letzten Rapport (Bericht) der Lagerleitung.

Die Zahl der deutschen Häftlinge, einschließlich der Österreicher, belief sich nach derselben Statistik auf 6 118.

Unter diesen Gefangenen lebten

2 579 katholische Geistliche

und 109 evangelische.

Von den Geistlichen sind im Lager gestorben 1.034, davon 868 Polen und 94 Deutsche, einschließlich der Österreicher.

Ist es schon schwierig, eine Statistik von den lebenden Häftlingen, die durch Dachau gingen, aufzustellen, so ist es geradezu unmöglich, die Gesamtzahl der Verstorbenen wirklichkeitsgetreu anzugeben, u.a. auch deshalb, weil die offizielle Zählung der Todesfälle erst 1940 beginnt. Die Toten von 1933 bis Januar 1940 wurden nicht registriert.

Weihbischof Neuhäusler beruft sich für seine Angaben auf den Internationalen Suchdienst von Arolsen.

Danach starben im Lager	27 734
und nach der Befreiung	<u>1 704</u>
insgesamt	29 438

Wie viele Häftlinge auf dem Transport nach Dachau, z.B. Franzosen, gestorben sind und unter welchen Umständen; und wie viele Tausende russischer Kriegsgefangener hier liquidiert wurden, davon berichtet kein Register.

Südlich vom Appellplatz auf der Westseite war das große Eingangstor - der einzige Zugang zum Lager - mit der Aufschrift:

"Arbeit macht frei".

Ist es ein Wort, das Hoffnung weckt ? Oder ist es eine schändliche Täuschung ?

Werden jene, die als Gefangene hier eintreten, jemals wieder freie Menschen sein oder werden sie als Arbeitssklaven elend hier zugrunde gehen ? -

Über dem Eingangstor erhob sich das Jourhaus mit der Lagerverwaltung.

Vom Appellplatz aus sahen wir nach Süden hin die Wirtschaftsgebäude, in deren Mitte die Küche sich befand, ein großer Raum, modern eingerichtet. In großen Kesseln wurden hier unsere Suppen, im Herbst auch Kartoffeln, gekocht und der Kaffee bereitet.

An diesem Gebäude fiel das Dach besonders auf. Da stand in weißen Lettern auf dunklem Grund zu lesen:

"Es gibt einen Weg zur Freiheit.

Seine Meilensteine heißen:

1. Gehorsam - Fleiß - Ehrlichkeit - Ordnung -
 2. Sauberkeit - Nüchternheit - Wahrheit - Opfersinn -
 - Vaterlandsliebe."

Wenn wir über die Lagerstraße zum Appellplatz marschierten, wurde unser Blick unwillkürlich auf diese Schrift gelenkt. Hätte dieser Tugendkatalog auch für die Lagerleitung und die gesamte SS Geltung gehabt, dann wäre Dachau ein vorbildliches Lager gewesen. Aber auf Männer, die nur als Nummern gewertet und behandelt wurden, mußten diese Worte aufreizend und verletzend wirken. Und traurig fragten wir uns: "Wird es möglich sein, daß wir die wahren Wege der Freiheit wieder gehen können ??"

Rechts neben der Küche war das Bad, eine große Duschanlage für 160 - 180 Mann. Es war Pflicht, jede Woche einmal zu baden. Um sich die Flöhe und Läuse vom Leib zu halten, war das einfach eine Notwendigkeit. In dieser großen Masse erlag mancher Häftling der Versuchung, seine Kameraden zu bestehlen.

Mein Mitbruder Peter Schlicker hatte mir eine schöne Basenmütze geschenkt. Ich hatte sie noch nicht oft getragen, da wurde sie mir beim Baden gestohlen.

Es wurde nackt gebadet. Staunenswert war es, daß die Harmonie zwischen Körper und Geist in dieser ungewohnten Atmosphäre nicht gestört wurde. Das hing sicher auch damit zusammen, daß wir hier - gezwungenermaßen - sozusagen als Vegetarier lebten. Mehr noch, wir waren zu immerwährendem Fasten verurteilt. So wurde der ganze Körper samt den sinnlichen Trieben geschwächt. Unsere Mutter Kirche hat die Erfahrung, die sie auf ihrem langen Pilgerweg durch die Jahrhunderte gemacht hat mit dem Fasten, in der Fastenpräfation festgehalten:

"Durch das Fasten des Leibes hältst du die Sünde nieder, erhebst du den Geist, gibst du uns die Kraft und den Sieg durch unsern Herrn Jesus Christus."

Wir konnten diese Erfahrung unserer Mutter Kirche nur bestätigen. Zwar war unser andauerndes Fasten ungewollt. Aber als Theologen wußten wir ihm einen höheren Sinn zu geben. Und so freuten wir uns ^{über} diesen Segen des Fastens.

Links von der Küche war die Wäscherei. Daran anschließend, in einem Querbau befanden sich die Schusterei, in der zu meist Russen beschäftigt waren, ferner die Schneiderei und die Strumpfstopferei. - Im westlichen Querbau hatten Kleider - und Effektenkammer ihren Platz. Hier wurden unsere Kleider und Wertsachen aufbewahrt.

Wenden wir uns nun den Baracken mit der ungeraden Nummerierung zu: 1 - 3 - 5 bis 29.

Vor Block 1 standen die Baracken D und E.

In D konnte man moderne Operationsräume bewundern, wie in einem Krankenhaus. Auch die zahnärztliche Praxis wurde hier ausgeübt.

Mit Vorliebe führte die SS prominente Lagerbesucher in diesen Block, um ihnen einen Einblick in das "vorbildliche" KZ Dachau zu geben. - Ob sie auch die Elendsbaracken, z.B. den Invalidenblock, betreten? Das ist kaum anzunehmen. - In Block E machten gewisse SS-Ärzte ihre unmenschlichen medizinischen Versuche.

In den letzten Kriegsjahren, als immer mehr Häftlinge nach Dachau gebracht wurden, mehrten sich auch die Krankheitsfälle. Und Anfang 1945 wurden Tausende der Inhaftierten vom Typhus befallen. Das Revier (Krankenbaracken) mußte erweitert werden. Schließlich waren 7 Baracken erforderlich, um alle Kranken aufnehmen zu können, 1 - 13.

Den gesunden Häftlingen war es verboten, das Revier zu betreten, etwa um einen Kranken zu besuchen. Einmal ist es mir gelungen, einzudringen, als nämlich Freund Josef Neunzig mit einer Angina im Revier lag. Er war über meinen Besuch sehr überrascht und wollte wissen, wie das möglich war. Ich erzählte ihm: "Das kam so: Ich hatte einen Kommunisten aus der Eifel kennengelernt mit Namen S. Er stammte aus dem Kreis Daun. Ich als Laufelder gehörte zum Kreis Wittlich. Wir waren also sozusagen Nachbarn und verstanden uns gut. Er hatte einen Kameraden, der im Revier tätig war. Mit dessen Hilfe wurde mein Besuch bei Neunzig möglich. Gern gab ich dem freundlichen Helfer ein paar Zigaretten."

In den Blöcken 15 und 19 verbrachte ich mit Josef Olbertz meine Quarantäne - Zeit (S.46).

Wenn in unserer Strumpfstopferei die Fenster offenstanden, konnten wir auf die Straße sehen. Da bot sich uns am Vormittag an vielen Tagen folgende Szene dar:

Der "Moorexpreß"

bewegte sich über die Straße. Das war ein großer, schwerer vierräderiger Wagen, mit dem viele Transporte ausgeführt wurden. Der Moorexpreß wurde gezogen und geschoben von Gefangenen. An beiden Seiten zog eine Anzahl von Gefangenen die schwere Last, andere drückten hinten am Wagen nach. Zwei andere lenkten vorn am Deichsel den Wagen.

Der Moorexpreß war beladen mit den Toten der Nacht: 7 - 10 - 15 - und in den letzten Monaten, als eine 2. Typhus - Epidemie das Lager heimsuchte, fielen dem Schnitter Tod fast täglich 100 und mehr Häftlinge zum Opfer.

Der Moorexpreß brachte diese Toten zum Krematorium. Es befand sich außerhalb der Wohnbaracken nach Westen hin, nicht weit vom Priesterblock.

Keine Trauergemeinde, kein Landsmann, kein Kamerad konnte den Toten das letzte Geleit geben. Aber mancher von uns in der Strumpfstopferei hielt einige Augenblicke in der Arbeit inne, um den verstorbenen Kameraden ein stilles Gebet nachzusenden: "Herr, führe sie in das Land der Verheißung, des Lichtes und des Friedens!"

Wenn wir zur Mittagspause für eine Stunde in unseren Priesterblock zurückkehrten, kam uns, falls der Westwind wehte, ein widerlicher Leichengeruch entgegen. Wir wußten, unsere toten Kameraden befinden sich in den Verbrennungsöfen.

"Ein Wurm bin ich, kein Mensch." So läßt der Psalmist in Psalm 22 (21), im Geiste vorausschauend, den künftigen Messias klagen. Es ist begreiflich, wenn mancher Häftling bisweilen dieses Wort auch auf sich bezog. War er doch so hilflos wie ein Wurm, der über die Straße kriecht und erbarmungslos zertrreten wird.

Die Männer, die im Krematorium beschäftigt waren, hatten es schwer. Sie mußten schon sehr abgestumpft sein, um diese Arbeit Tag für Tag leisten zu können. Um ihre Arbeitskraft zu erhalten, bekamen sie eine größere Brotration, und auch der Schnaps durfte nicht fehlen.

In der Strumpfstopferei

Schon bald nach meiner Übersiedlung von der Quarantäne in den Priesterblock Nr. 26 wurde ich dem Arbeitskommando der Strumpfstopfer zugeteilt.

Es war ein angenehmes Kommando. Wir hatten wenigstens ein schützendes Dach über dem Kopf, während viele unserer Kameraden draußen in der Plantage (große Gärtnerei) bei ihrer Arbeit allem Wind und Wetter ausgesetzt waren.

Begehrt war das Strumpfstopfer - Kommando auch deshalb, weil es im Laufe des Vormittags eine "Brotzeit" gab, das heißt ein Stück Brot mit Margarine, für uns ewige Hunger - leider ein wahrer Leckerbissen.

Und wir konnten unserer Arbeit wenigstens einen Sinn abgewinnen. Wenn sie auch eintönig war, so brachte sie doch

unseren Mitmenschen, z.B. unseren Soldaten einen praktischen Nutzen. Bei manchen Kommandos kam es vor, daß Häftlinge ganz sinnlose Arbeiten verrichten mußten, nur um sie zu demütigen.

Der SS - Mann, der unseren Betrieb leitete, war ein ruhiger und vernünftiger Mann. Er wechselte schon manchmal ein paar Worte mit uns. Allerdings mußten wir jeden Tag das vorgeschriebene Maß an Arbeit leisten.

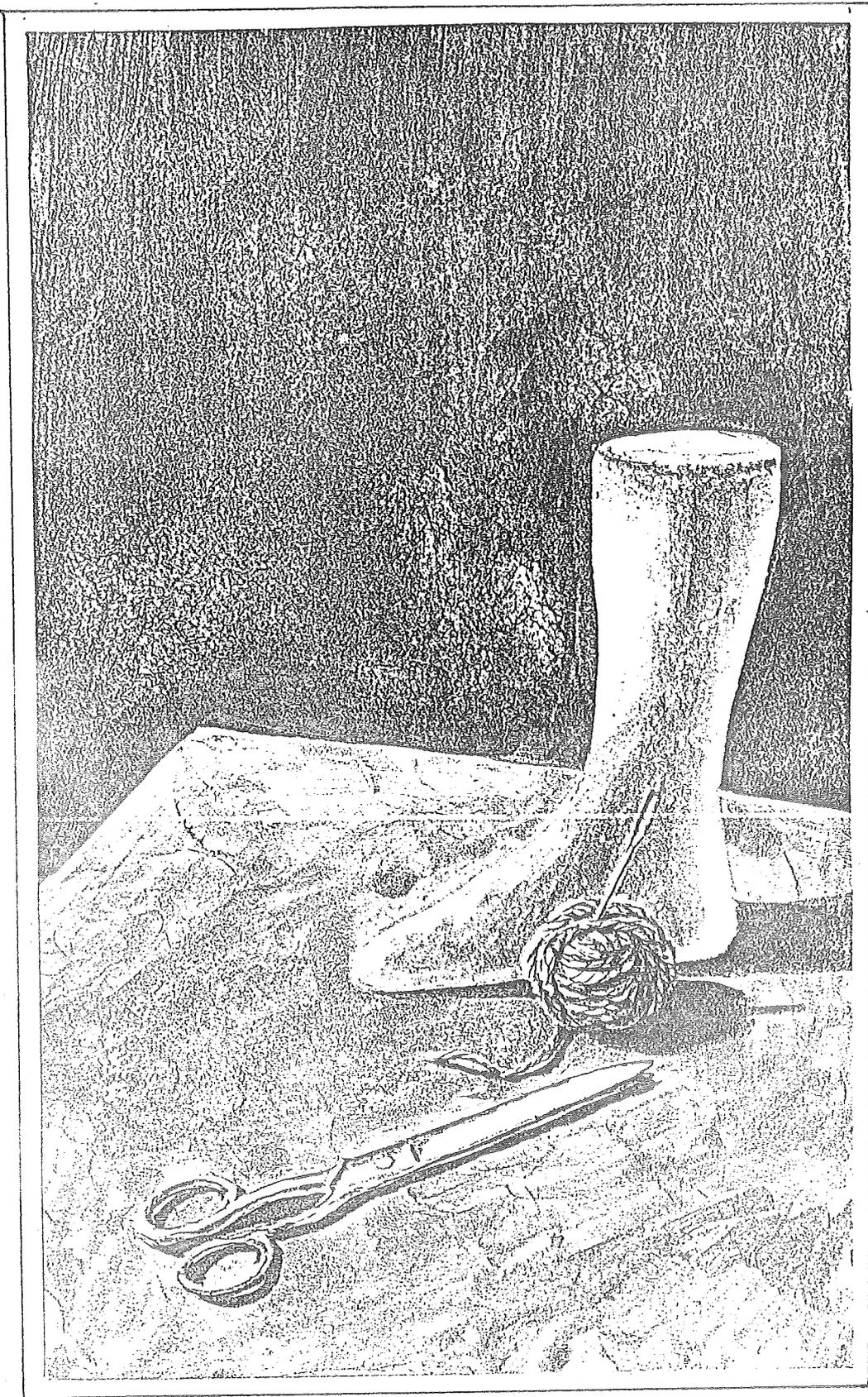
In der Strumpfstopferei standen etwa 10 - 15 Tische. Darauf lagen viele durchlöchernte Strümpfe und Socken und das notwendige Handwerkszeug, wie Stopfholz in Form eines Fußes, Stopfnadel, Schere, sowie Wolle und Garn.

Unser Arbeitskommando setzte sich in der Mehrzahl aus Polen und einigen Reichsdeutschen zusammen. Einer der Deutschen war ich. Als die deutschen Truppen Anfang September 1939 in Polen einfielen und in kurzer Zeit das Land eroberten, war bald auch die deutsche Gestapo zur Stelle. Eine große Welle der Verhaftungen setzte ein. Vor allem die Intelligenz wurde von ihr erfaßt. 1940 kamen dann die großen Transporte von polnischen Häftlingen nach Dachau. Unter ihnen befanden sich sehr viele katholische Priester (S.66). Ungefähr die Hälfte dieser Geistlichen hat die Heimat nicht wiedergesehen. Sie sind im Lager gestorben.

An meinem Tisch arbeiteten wir zu 6 Mann: 4 Polen und 2 Deutsche. Zu meiner Linken saß ein deutscher Häftling mit Namen Hermann. Seine Person und seine Art kann ich mir noch gut vorstellen. Er war unser Lehrmeister. Wohl hier in der Strumpfstopferei hat er es zur Meisterschaft im Maschenstopfen gebracht. Er arbeitete sehr genau und war bestrebt, auch uns diese Kunst zu vermitteln. Es ist ihm wohl in etwa gelungen.

Zu meiner Rechten und mir gegenüber saßen die Polen.

Einer davon war Priester. Dasselbe Schicksal, dieselbe Arbeit und nicht zuletzt derselbe Glaube ließen uns zu einer schönen Gemeinschaft zusammenwachsen. Wir verstanden uns gut, der Sprache wie der Gesinnung nach.



GUNTAM LATICH
1985

Alle Polen an unserem Tisch sprachen ein einwandfreies Deutsch. Und nicht nur das. Sie gehörten zur Intelligenz, zur Schicht der Gebildeten. Vor allem der Geistliche und einige von den Laien waren z.B. mit der deutschen Literatur (Dichtkunst) wohl vertraut. Sie kannten unsere deutschen Dichter Goethe und Schiller besser als viele Deutsche. Wir konnten uns gut darüber unterhalten. Eines Tages setzte mich mein geistlicher Mitbruder in Staunen. Ich hatte mir ein paar Notizen gemacht von einem Vortrag, den ich im Lager gehört hatte, und zwar in Stenographie nach dem System Stolze - Schrey. Ich hoffte, mit diesem System im Lager eine Geheimschrift zu haben. Aber ich täuschte mich. Mein polnischer Arbeitskollege sah meine Notizen und fing an, sie zu entziffern, er als Pole. Manchmal kamen wir auch - wenn kein SS - Mann sichtbar war - auf das Zeitgeschehen zu sprechen. Daß die Polen, die so viel durch Deutsche gelitten haben, das Hitler - Regime in Grund und Boden verurteilten, war verständlich. Wenn sie m.E. manchmal das rechte Maß der Anklage überschritten haben, sagte ich ihnen: „Heute wissen wir noch nicht, was nach dem Kriege unser, bzw. Euer Schicksal sein wird. Wie wird es dann um die Freiheit unserer Völker bestellt sein“?

Die SS sorgte dafür, daß wir über unserer Unterhaltung, die leise geführt wurde, die Arbeit nicht vergaßen. Eine Brotzeit muß man sich natürlich verdienen.

Meine polnischen Arbeitskollegen haben mir ihre Namen aufgeschrieben:

Chojnicki

Wiedrychowski

Witaszek

Kaczmarek
Priester

So stopften wir Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend, nur

unterbrochen von einer kurzen Mittagspause, Strümpfe und Socken in unbegrenzter Zahl.

Eine Stunde Baum

Mein Lehrmeister in der Strumpfstopferei erzählte mir öfters aus seiner KZ - Zeit. Er kam mehrere Jahre vor mir ins Lager und war mit der ursprünglichen Härte des Lagerlebens wohl vertraut. Äußerste Disziplin, unbedingter Gehorsam, schwere und schwerste Arbeit, Schikanen aller Art, Hunger, grausamste Lagerstrafen, um einiges zu nennen, gehörten zu seiner Erfahrung.

Im Bestrafen der Häftlinge war die SS (Schutzstaffel, ursprünglich zum Schutz des Führers) sehr erfinderisch und rücksichtslos: Mehrere Tage Arrest, manchmal verschärft durch Verdunklung der Zelle; sehr gefürchtet war der "Stehbunker", d.h. in einem engen Raum, einer Telefonzelle vergleichbar, mußte der Häftling 3 Tage und 3 Nächte stehen. Wasser und Brot dienten ihm als einzige Nahrung. Ungeheuerlich und geradezu teuflisch waren die Folterungen auf dem "Bock" und "eine Stunde Baum".

Auch eine gute Tat konnte so grausam bestraft werden. Im Priesterblock wurde es mir erzählt: Unser geistlicher Mitbruder Ludwig Bettendorf, Pastor in Heimbach, Nahe, hatte in einem strengen Winter (Februar 1941) einem frierenden Kameraden aus einem anderen Block seinen eignen Pullover geschenkt. Ein SS - Mann kam dahinter, und wegen dieses "Vergehens" wurde unser Mitbruder auf den "Bock" gespannt, um die üblichen 25 Stockschläge zu empfangen. (Vergl. S. 36) Manche sagten, diese Zahl sei bei weitem überschritten worden.

Zeit seines Lebens litt er an den Folgen dieser Folterung.

Eine andere grausame Strafe wurde über meinen (oben genannten) Arbeitskollegen und Lehrmeister verhängt. Vor Jahren machte er, wahrscheinlich in einem anderen Kommando, Bekanntschaft mit "einer Stunde Baum", auch "Pfahl" genannt.

Er wurde wegen "Arbeitsverweigerung" angeklagt. Das war ein dehnbarer Begriff. Es konnte bedeuten: Er hat sich geweigert, zu arbeiten. Man konnte auch darunter verstehen: Er hat nicht schnell genug gearbeitet. Auf verschiedenen Arbeitsplätzen brüllte hier ein Kapo, schrie dort ein SS - Mann: "Tempo, Tempo"! Es ging nie schnell genug. Oder ein Häftling suchte vor Erschöpfung ein wenig zu verschnaufen. Das alles war "Arbeitsverweigerung". In jedem Fall lautete das Straf - urteil: "Eine Stunde Baum".

Was heißt das ? Dem Verurteilten wurden die Hände am Hand - gelenk auf dem Rücken mit einem Strick fest zusammengebunden. An dieser Fessel wurde er dann an einem Pfosten - anders - wo an einem Baum - so hoch aufgehängt, daß die Füße den Boden nicht mehr berührten. Die ganze Last des Körpers hing nun an den Gelenken. Kein Wunder, daß in dieser Haltung die Schultergelenke unter unvorstellbaren Schmerzen sich ausrenkten. Mochte der Häftling in seinen Schmerzen auch stöhnen und jammern und schreien, er konnte seinem Henker nicht die geringste Regung des Mitleids entlocken. Ja, mancher SS - Mann weidete sich an den Qualen seines Opfers. Eine Stunde - öfters auch länger - dauerte diese Tortur, die manches Menschenleben für immer zugrunde richtete.

Medizinische Versuche

Manche Ärzte glaubten, im K Z eine billige Gelegenheit zu finden, medizinische Versuche durchzuführen und so die Wissenschaft zu bereichern. Versuchspersonen gab es hier genug, gesunde und kranke. Die Ärzte, die sich mit diesen Versuchen befaßten, konnten hier ruhig ohne Risiko arbeiten. Denn das "Auge des Gesetzes", das sonst über jeden Mißbrauch von Personen wacht, war hier nicht zu fürchten.

Ein Arzt Dr. Kl. Sch. aus M. ist im Lager bekanntgeworden durch seine Malaria - Versuche.

Zwar gab es ursprünglich keine Malariakranke im K Z.

Aber Dr. Sch. wußte Rat. Er ließ, wohl gemerkt, gesunde Häftlinge mit Malaria infizieren. Er machte also seine Opfer zuerst krank und dann versuchte er, ein Heilmittel gegen diese Tropenkrankheit zu entwickeln.

Ein polnischer Priester, der mit mir in der Strumpfstofferei arbeitete, erzählte mir aus seinem Lagerleben folgende Geschichte: Eines Tages wurde er ins Revier gerufen, obwohl er noch ganz gesund war. Ein Malaria - Versuch sollte mit ihm gemacht werden. Er mußte sich ins Bett legen. Zwischen die Beine wurde ihm ein kleiner Käfig gebunden. Darin befanden sich mehrere Anopheles - Mücken, die aus den Tropen oder den Pontinischen Sümpfen stammten und mit Malaria - erregern infiziert waren. Diese bissen sich in das Fleisch des Polen fest und übertrugen so die Malaria. Gewöhnlich nach 3 Wochen kam die Infektion zum Ausbruch. Der Arzt probierte dann an seinem Opfer ein Gegenmittel aus. - Mein Arbeitskollege war mit einem polnischen Arzt befreundet, der ihm heimlich Chinin zusteckte. So wurde bei ihm fürs erste die Malaria unterdrückt. Dr. Sch. staunte über diesen Patienten, er war ihm ein Rätsel. Er wurde aus dem Revier entlassen. - Einige Monate später bekam der Pole eine leichte Erkältung. Jetzt wurde auch bei ihm die Malaria offensichtlich. Heftige Fieberanfälle, Herzschwäche und andere Beschwerden bedrängten ihn. Er mußte von neuem ins Revier, diesmal als Kranker. Wohl wurde er wieder gesund. Aber unter den Folgen dieser Krankheit hatte er immer wieder zu leiden. - Besonders viele polnische Priester wurden für diese Versuche benutzt.

Phlegmone - Versuche

Nach einem Bericht von Pfr. Alois Theissen, Diözese Köln. 39 polnische Priester und 1 evangelischer holländischer Pastor wurden ins Revier beordert. Sie waren noch gesund, wohl etwas geschwächt. An ihnen wollten ein SS - Arzt Dr. Schütz und seine Assistenten ihre Phlegmoneversuche durchführen. (Phlegmone = eitrige Entzündung des Unterhautbindegewebes). Sie hatten den Wunden von Phlegmonekranken Eiter entnommen und spritzten ihn ihren Versuchspersonen in den Oberschenkel.

Die Folgen waren verheerend. Das Fieber stieg auf 40 Grad. Die Natur wehrte sich gegen das eingespritzte Gift. Furchtbare Schmerzen stellten sich ein. - In dieser Zeit begann die Behandlung mit den verschiedenartigsten Medikamenten. Dr. Sch. wollte herausfinden, ob das allopathische oder das biochemische Heilverfahren das bessere sei. Er hat vergeblich nach einem neuen Heilmittel gesucht. Nach einigen Wochen starben die ersten Opfer. Von den 40 Häftlingen sind neun dem Tode verfallen. Die mit dem Leben davonkamen, litten jahrelang an den Folgen dieses verbrecherischen Versuches.

Woher hat A. Theissen diese Kenntnisse?

Zur Zeit dieser Versuche lag er im gleichen Block des Reviers wie die 40 Geistlichen. Der Oberpfleger zog ihn zu kleinen Diensten für die Kranken heran, wie Aufzeichnung der Fieberkurven, der Blut- und Urinbilder. - Im geheimen machte er sich Notizen über all diese Vorgänge. Es glückte ihm, bei seiner Entlassung diese Aufzeichnungen aus dem Lager zu schmuggeln.

In der Kapelle

Ein ungeklärtes Geheimnis ist es mir geblieben: Das NS - Regime, das unsere Religion doch offen bekämpfte und in uns Priestern Staatsfeinde Nr. 1 sah, erlaubte es im Januar 1941, daß im Priesterblock eine katholische Kapelle eingerichtet wurde. Manche von uns vermuteten, Papst Pius XII. habe mit seinem diplomatischen Geschick diese Gunst für die Priester von der NS - Regierung erwirkt. Andere meinten, die deutschen Bischöfe hätten uns zu dieser Kapelle verholfen. Wie dem auch sei, die Freude über dieses Geschenk war groß. Die Kapelle war für uns lebensnotwendig. - Allerdings stand sie nicht für alle Häftlinge offen, sondern nur für uns Priester. (S. 65) - Als ich zum 1. Mal die Lagerkapelle betrat Anfang September 1944, war ich angenehm überrascht. Der ganze Raum mit seiner Inneneinrichtung hat mich sehr beeindruckt. Alles war sauber und gepflegt, eine würdige Stätte, um das Erlösungsoffer Christi zu feiern.

Da stand, allen sichtbar, der Hauptaltar mit dem Tabernakel, in dem das Allerheiligste aufbewahrt wurde. Dahinter ragte das Kreuz mit dem Gekreuzigten, aus Holz geschnitzt,empor.

Auf dem Altar standen rechts und links je drei Leuchter. Christus, der uns bei der Priesterweihe Freunde genannt hatte, war zu uns ins Lager gekommen. Er wollte nicht nur mit seiner Gnade, mit seinem Licht und seiner Kraft uns nahe sein; er wollte leibhaftig, mit Gottheit und Menschheit, wenn auch unter der Brotsgestalt verborgen, in unserer Mitte wohnen, in unserem Priesterblock, unter einem Dach mit uns.

Auf der Evangelienseite vorn in Richtung des Hauptaltars war ein Nebenaltar aufgestellt mit der Lagermadonna, eine schöne Marienstatue, ebenfalls aus Holz geschnitzt; eine ansprechende Gestalt, demütig den Kopf geneigt, das Kind auf ihren Armen betrachtend. Wir nannten diese Madonna "unsere liebe Frau von Dachau". Sie war uns wirklich lieb und wert. Zu diesem Marienbild fühlten wir uns immer wieder hingezogen. Dieser mütterlichen Frau konnten wir allen Kummer, unsere leibliche und seelische Not anvertrauen.

Seitwärts vom Marienaltar stand ein Ambo, an dem die Predigt gehalten wurde.

Ein gutes Harmonium trug dazu bei, unseren Gottesdienst froh und abwechslungsreich zu gestalten.

Bedeutungsvoll war der Kreuzweg an einer Wand, der uns auf den königlichen Kreuzträger Jesus Christus hinwies, wie er uns zu seiner Nachfolge aufrief.

Noch etwas anderes hat meinen Blick gefesselt; etwas, was man in einem KZ nicht vermuten sollte: Der Altar mit dem Allerheiligsten und das Marienbild waren in eine einzigartige Blütenpracht gehüllt. Blumen standen doch in krassem Gegensatz zu unserem harten Lagerleben.

Woher stammten die Blumen? Zum Lager gehörten große Gärten. Die größte von ihnen wurde die "Plantage" genannt. Auf einer großen Anbaufläche von vielen ha wurden im großen die mannigfachsten Pflanzen angebaut, u. a. Gemüse für die KZ-Bewohner, Heil- und Gewürzpflanzen, vielerlei Teesorten usw. Andere Felder, ebenfalls in Größe von mehreren ha, waren mit den verschiedenartigsten Blumen bepflanzt, vor allem mit solchen, die für die Medizin von Bedeutung waren. Im Monat August blühten hier die Gladiolen in einmaliger Pracht.



Unsere Liebe Frau von Dachau